

ZENTRUM SENIORENSTUDIUM LMU

Vortragszyklus (Ringvorlesung)

Autor: Eugen Biser

Titel: „Der Mensch – Das große Versprechen. Unterwegs zu einem christlichen Menschenbild“

Datum: November/Dezember 2005

Erschienen in: Politische Studien (56. Jahrgang, Heft 404)

Der Mensch – Das große Versprechen

Unterwegs zu einem christlichen Menschenbild

von Eugen Biser

1. Die Situation

Die Lage des Menschen ist zum Zerreißen gespannt. Während in fernöstlichen Labors an seiner Klonierung gearbeitet wird und Astronauten die Eroberung des Weltalls vorantreiben, erlebt die Menschlichkeit in Gestalt des sich weltweit ausdehnenden Terrorismus und der Selbstmordattentäter einen Absturz in bisher kaum geahnte Abgründe. Dort der Versuch, den Menschen über seine bisher bekannten Werte- und Lebensmöglichkeiten hinauszuhoben; hier seine Verwandlung in Zerstörungs- und Tötungsaggregate. Aufatmend nimmt man zur Kenntnis, dass im Islam die Einsicht in die Unvereinbarkeit dieser Attentate mit seinem Gottes- und Menschenbild überhand nimmt. Gleichzeitig wachsen die Zweifel, ob das aus der griechischen Philosophie und ihrem Wesensdenken hervorgegangene Menschenbild der klassischen Anthropologie der Herausforderung durch die aus allen Fugen tretende Lage des Menschen gewachsen ist. Denn im Bann ihres statischen Wesensdenkens ist sie offensichtlich blind gegenüber dem eklatanten Tatbestand, dass sich der Mensch dieser Zeit, nach den angegebenen Beobachtungen zu schließen, ebenso auf exzeptionelle Werteziele hin überschreitet, wie er unter sein bisher bekanntes Niveau abfällt. Im Hinblick darauf bedürfte es einer neuartigen Anthropologie, die den Menschen im Unterschied zur klassischen Anthropologie in seinen Werdemöglichkeiten erfasst, einer Modalanthropologie, die ihn in seiner Geschichtlichkeit begreift und damit dann – und auch dies wiederum im Gegensatz zur klassischen Anthropologie – in seiner Geschichtsbetroffenheit zu erklären vermag. Doch wie stellt sich der Mensch konkret in dieser neuartigen Sicht dar?

2. Das Ziel

Der Mensch ist das Wesen der Sinnsuche, auch wenn er sich das nicht eingesteht oder davon durch Einflüsse seiner Lebenswelt abgehalten wird. Denn er untersteht nach Augustin einer Frage, die er nicht so sehr stellt als vielmehr ist (*Confessiones* IV, c. 4), der Frage nach dem Wohin, also nach dem Sinn und Ziel seines Daseins. Darauf bezieht sich das Schlusswort von Martin Bubers Essay „Urdistanz und Beziehung“. Anders als das fraglos in seine Gattung eingebundene Tier bedürfte der Mensch der Bestätigung: „Aus dem Gattungsreich der Natur ins Wagnis der einsamen Kategorie geschickt, von

einem mitgeborenen Chaos unwittert, schaut er heimlich und scheu nach einem Ja des Seindürfens aus, das ihm nur von menschlicher Person zu menschlicher Person werden kann; einander reichen die Menschen das Himmelsbrot des Selbstsein“. Sie vermögen dies, weil sie einem ihnen zunächst nur undeutlich vor Augen stehenden Ziel verpflichtet sind. Davon spricht auch das wegweisende Wort Friedrich Rückerts: „Vor jedem steht ein Bild des, was er werden soll. Solang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.“

Keine Religion hat dieses Ziel so klar umschrieben wie die christliche, und dies mit dem weithin an den Rand gedrängten Motiv der Gotteskindschaft. Es leitet unter dem Missverständnis, dass mit ihm einer Infantilisierung des Menschen das Wort geredet werde. Das volle Gegenteil trifft zu. Denn die Gotteskindschaft ist nach der These des großen Theologen William Wrede die an uns übereignete Gottessohnschaft Jesu. Im Großmut seiner Liebe gibt er „seine Gottessohnschaft auf und wird ein elender Mensch wie wir, damit wir Söhne Gottes werden“. Wie aber steht es um die gleichfalls ins Zwielficht geratene Selbstverständigung des Menschen?

3. Die Fragestellungen

Die als Selbstverständlichkeit hingenommene Frage nach dem Menschen lautet: Was ist der Mensch? Das ist die schon vom Mythos aufgeworfene, von der griechischen Philosophie übernommene und bis in die Gegenwart hinein gestellte Frage nach seinem Wesen, die mit seiner Definition als vernunftbegabtes „Sinnenwesen“ beantwortet wurde. Im Mythos stellt die vor dem Stadttor von Theben an einem Abgrund lagernde Sphinx jedem Vorübergehenden die Frage: „Was ist das? Es geht am Morgen auf vier, am Mittag auf zwei und am Abend auf drei Beinen“. Wer die Antwort nicht kennt, wird von ihr in die Tiefe gestürzt, wo die Knochen ihrer Opfer bleichen. Nur Ödipus kennt die Antwort: Es ist der Mensch, der sich am Lebensmorgen auf allen Vieren fortbewegt, der sich auf der Lebenshöhe zur Zweibeinigkeit erhebt und der sich am Lebensabend einer zusätzlichen Stütze bedient. Entsetzt über seine Antwort stürzt die Sphinx nun selbst in die Tiefe, und der Weg nach Theben, aber auch zu seinem schweren Schicksal in dieser seiner Königsstadt ist frei. Die Frage der Sphinx blieb für die Philosophie der gesamten Folgezeit bestimmend und wurde schließlich noch einmal von Kant aufgeworfen, der sie als Zusammenfassung seiner drei Grundfragen „Was kann ich wissen?“, „Was darf ich hoffen?“ und „Was soll ich tun?“ begriffen hat. Danach umfasst diese Frage alle Bereiche der Wissenschaft, der Religion und der Ethik, aber auch, wie dem hinzuzufügen ist, der Kunst, die, so gesehen, als eine einzige vielfältige Auslegung des Menschseins und damit in einem umfassenden anthropologischen Aspekt erscheinen. Die ganze Kultur wird so zum Spiegel des Menschen. Diese großartige Konzeption hat nur eine Schwachstelle: Sie kann weder die Geschichtlichkeit noch die Geschichtsbetroffenheit des Menschen erklären. Denn sie entstammt einem

Denken, das von der Vorstellung der ewigen Wiederkehr des Gleichen ausgeht und deshalb geschichtsblind ist. Aber gibt es überhaupt eine Fragestellung, die dem Menschen in seiner Geschichtsbetroffenheit gerecht wird?

Es gibt sie tatsächlich, aber nicht im Bereich der Philosophie, sondern der Bibel und dort in der Szene des Sündenfalls. Erschreckt von der Entdeckung ihrer Nacktheit aber auch von den Schritten des nahenden Gottes verstecken sich die Stammeltern unter den Bäumen des Gartens, doch vergeblich; denn Gott ruft den Menschen mit der Frage: „Wo bist du?“ (Gen 3,9) aus seinem Versteck heraus und im zweifachen Sinn des Ausdrucks „vor sich“. Das verdeutlichte der Renaissancephilosoph Pico della Mirandola mit den Worten: „Ich habe dir keinen bestimmten Wohnsitz zugewiesen; denn du kannst dir den dir angenehmen selber wählen. Ich habe dir auch keine bestimmte Gestalt auferlegt; denn du kannst selbst entscheiden, was du sein willst. Du kannst dich zur Höhe des Göttlichen erheben, du kannst dich aber auch in die Niederungen des Tierischen fallen lassen“. In Form eines antwortlosen Klagerufs brachte das Kierkegaard in seiner Wiederholungsschrift mit den Worten zum Ausdruck: „Mein Leben ist zum Äußeren gebracht. Es ist geschmacklos, ohne Salz und Sinn. Man steckt den Finger in die Erde, um zu riechen, in welchem Land man ist. Ich stecke den Finger ins Dasein: es riecht nach Nichts. Wer hat mich in dieses Ganze, Welt genannt, hineingestellt und einfach stehen lassen: Wo bin ich?“ Das ist nochmals, jetzt nur in dramatischer Steigerung, die von Gott an den Menschen gerichtete Paradiesesfrage. Danach ist der Mensch, mit Nietzsche gesprochen, „das noch nicht festgestellte Tier“ und als solcher noch immer unterwegs zu sich selbst. Er ist, anders ausgedrückt, das sich selbst in die Hand gelegte plastische Wesen, das Möglichkeitswesen, dem als solchem eine neuartige Anthropologie entspricht, die im Unterschied zur klassischen als Modalanthropologie bezeichnet werden muss. Denn der Mensch ist aufgrund seiner Geistbegabung und Fähigkeiten ein Versprechen, aber, wie dem hinzugefügt werden muss, das immer noch uneingelöste Versprechen.

4. Die Binnengeschichte

Unterwegs zu sich selbst durchläuft der Mensch eine Geschichte, die entweder in Akten wachsender Selbstaneignung oder in Zuständen zunehmender Selbstverfehlung und Selbstverlustes besteht. Denn der Mensch ist sich nicht nur gegeben, sondern auch aufgegeben. Und seine Aufgabe besteht darin, die in ihm schlummernden Talente und Fähigkeiten freizusetzen und sich zu dem zu gestalten, was er aufgrund seiner Selbstverantwortung und des ihm voranleuchtenden Zielbilds sein soll. Zu den größten Errungenschaften der Geistesgeschichte gehören die Entdeckung seiner Persönlichkeit und die Entstehung des Personbegriffs. Doch dadurch ist er auch angehalten, seine Personalität zur Persönlichkeit fort- und auszugestalten. Darin besteht die Achse aller Kultur: die dem Menschen aufgebene Kultivierung seiner selbst. Deshalb können

auch einige der größten Kulturleistungen wie die Werke Michaelangelos und Beethovens als deren wahre Biographie gelesen werden.

Doch der Selbstaneignung steht der Selbstverlust entgegen, auf den, zusammen mit der menschlichen Hinfälligkeit, die Tendenzkräfte einer Gesellschaft hinwirken, die es auf die Funktionalisierung und Mediatisierung des Menschen abgesehen hat. Auf der einen Seite unterwirft ihn die moderne Leistungs- und Konsumgesellschaft ihren Zwängen und Suggestionen. Auf der anderen Seite geht die persuasive Diktatur der Medienszene darauf aus, ihn im Sinn ihrer sanften Gewalt zu manipulieren und zu einer Metapher, wenn nicht gar zu einer bloßen Schablone seiner selbst zu pervertieren.

Im Blick auf George Orwell und Aldous Huxley warnte der amerikanische Medienkritiker Neil Postman vor der illusionären Annahme, dass mit dem Tod von Hitler und Stalin die Diktaturen aus der gegenwärtigen Lebenswelt verschwunden seien. Sie änderten lediglich ihre Physiognomie und Methode. An die Stelle der terroristischen Diktaturen seien die persuasiven getreten, die ihr Ziel, die Manipulation der Adressaten, nicht durch Unterdrückung, sondern durch Betörung und Befriedigung ihres fast grenzenlosen Verlangens nach Zerstreung erreichen. An die Stelle der mit Recht gefürchteten Drogenabhängigkeit tritt damit die in ihrer Gefährlichkeit noch immer nicht voll begriffene Medienabhängigkeit des heutigen Menschen, die ihn nicht nur, wie Hartmut von Hentig betont, zu seiner Entfremdung von der Wirklichkeit, sondern zu seiner Selbstentfremdung führt.

In alledem durchläuft der Mensch eine Geschichte mit sich selbst, die wie die Weltgeschichte durch Aufstiege und Niedergänge, Höhepunkte und Abstürze gekennzeichnet ist. Und eben darin besteht dann auch der Grund seiner Betroffenheit durch das Weltgeschehen, in das er im Regelfall dadurch involviert ist, dass er sich von ihm in Mitleidenschaft gezogen sieht. Denn nur ganz wenigen ist es gegeben, gestaltend – wie die Initiatoren der deutschen Wiedervereinigung und die Architekten des neuen Europa – oder verunstaltend – wie die Urheber der Kriege bis hin zum Irakkrieg – in sie einzugreifen. Durch die Begründung dieser Geschichtsbetroffenheit unterscheidet sich die Modalanthropologie am nachhaltigsten von der geschichtsblinden Darstellung der klassischen Anthropologie, die nur feststellen kann, was jene und nur sie zu erklären vermag.

5. Das Existenzgewissen

Zu jeder Geschichte gehört ein Chronist, weil das, was nicht in den Akten steht, auch nicht in der Welt ist. Chronist der Geschichte des Menschen mit sich selbst ist das Existenzgewissen, das nicht wie das moralische Gewissen über Gut und Böse, aber auch nicht wie das als gutes oder schlechtes Urteil bezeichnete intellektuelle Gewissen über Verführung und Weisheit, und ebenso wenig wie das als guter oder schlechter Geschmack bezeichnete ästhetische Gewissen über Kitsch und Kunst, sondern über die

Annahme oder Verfehlung seiner selbst entscheidet. Wie man beim Zuspruch des moralischen Gewissens von dessen „Stimme“ zu reden pflegt, verfügt auch dieses – und dieses wirklich – über eine Stimme. Denn nach Nikolaus von Kues vernimmt ein jeder in der Tiefe seines Herzens den Zuspruch: „Sei dein eigen, dann bin auch ich dein eigen“ (De visione Dei, c. 7,35). Danach ergeht an einen jeden der wortlose Zuspruch, der zur Selbstaneignung ermutigt und dies mit der Zusicherung des göttlichen Beistands verbindet.

Unausdrücklich, aber nicht weniger fühlbar ist damit aber auch die Warnung verbunden, sich nicht fallen und treiben zu lassen, nicht den Weg der gesichtslosen Masse zu gehen, sich nicht in den Bann der destruktiven Tendenzkräfte zu begeben und dem persuasiven Diktat der Medien zu unterwerfen. Hier erhebt gerade die neuere Geschichte ihre warnende Stimme. Denn die Propaganda des Nationalsozialismus hätte nichts vermocht, wenn nicht in breiten Schichten der Bevölkerung eine Anfälligkeit dafür bestanden und wenn nicht allzu viele bis hinein in die Kreise der Philosophie und Wissenschaft die Warnungen der inneren Stimme überhört und in den Wind geschlagen hätten. Was ihnen fehlte, war aber nicht nur die Bereitschaft, auf die innere Warnung zu achten, sondern auch das Zielbild, das sie auf den besseren Weg hätte verweisen und ihnen dabei hätte voranleuchten können. Was hat es damit auf sich?

6. Das Zielbild

Es handelt sich dabei um das Hochbild der christlichen Anthropologie, das nach Wrede in der an die Glaubenden übereigneten Gottessohnschaft Jesu besteht: um das Ideal der Gotteskindschaft. Denn sie hat als Spitzenbegriff der menschlichen Seins- und Werdemöglichkeit zu gelten. Das bestätigt aus der antichristlichen Gegenperspektive Nietzsche in seiner Lehre von den drei Verwandlungen: des Menschen in das Kamel, die Figur der Heteronomie, des Kamels in den Löwen, das Bild der Autonomie, und des Löwen in das Weltenkind, den Inbegriff des definitiv zu sich selbst gebrachten Daseins. Das steht nach Rückert vor einem jeden als das ihm voranleuchtende und motivierende Ideal, in dem er im Maß seiner Angestaltung daran den Frieden der erfüllenden Übereinkunft mit sich findet.

Es gehört zum Missgeschick und den schwersten Defiziten der christlichen Pädagogik, dass dieses Motiv aufgrund des fast unausrottbaren Missverständnisses, es gehe dabei um eine Infantilisierung des Menschen, vernachlässigt, wenn nicht gar verdrängt wurde. Doch ohne dieses Ideal fehlt dem Menschen den ihn inspirierende und seine Kräfte stimulierende Impuls auf dem schwierigen Weg zu sich selbst. Angesichts dieses Defizits muss Paulus angerufen werden, der auf einem Höhepunkt seines Römerbriefes die Gotteskindschaft ebenso als die Überwindung der Lebensangst wie als die Pforte zur väterlichen Liebe Gottes bezeichnet (Röm 8,15). Beides ist von höchster Aktualität. Denn in einer Zeit der kollektiven Depression und um sich greifenden

Lebensangst bedarf es des Halts in dem, der die aus den Fugen geratene, taumelnde Welt (Jean Paul) an sein Herz zieht. Und gegen den Sog, der in die von Martin Buber beschworene Gottesfinsternis hinabzieht, kommt allein der auf, der in seiner religionsgeschichtlichen Großtat dieses Herz als den Inbegriff der bedingungslosen Liebe entdeckt, verkündet und erschlossen hat. Dieses Herz ist die Sinnmitte des Christentums, der es seine Botschaft und Weltgeltung verdankt. Es ist die rettende Alternative zur gewaltverfallenen Welt und als solches das Prinzip einer Neuordnung im Geist des Friedens. Und es ist der Ruhepol, von dem in zeitübergreifender Übereinkunft sowohl Augustin als auch Kierkegaard sprechen. Jener im Eingangswort seiner Confessiones, das sich gleicherweise auf das ruhelose Menschenherz wie auf den ruheschenkenden Gott Jesu Christi bezieht. Und dieser, sofern er die zentrale Botschaft in seiner Einladung der Bedrückten und Beladenen ausgesprochen sah, denen er (nach Mt 11,28) die Erfüllungsrue in der Geborgenheit seiner weltumfassenden Liebe verheißt. Darin besteht, christlich gesehen, die Antwort auf die Frage, die der Mensch nach Auskunft der Modalanthropologie nicht so stellt, als vielmehr ist.¹

¹ Vgl. ausführlich hierzu Biser, Eugen: Der Mensch – das uneingelöste Versprechen. Entwurf einer Modalanthropologie, Düsseldorf 1996.